

Mein Lebensweg

Von Viktor Thiel

Vorbemerkung

Am 3. Dezember 1971 sind es 100 Jahre, daß Viktor Thiel geboren wurde. Thiel, der von 1906 bis 1932 das Steierm. Statthaltereiarhiv geleitet und wissenschaftlich organisiert hat, das heute eine Abteilung des Landesarchivs ist (Abt. Bürgergasse 2A), hat sich große Verdienste um das steirische Archivwesen und die steirische Geschichtswissenschaft erworben, die noch viel zu wenig gewürdigt sind. Ich habe zwar in den „Mitteilungen des Steierm. Landesarchivs“, Folge 8 (1958), einen kurzen Lebensabriß Thiels gebracht (mit Bild), an den sich ein Verzeichnis der Veröffentlichungen Thiels von G. Pferschy schließt, doch waren die damals zur Verfügung stehenden Unterlagen sehr knapp, wenn sie auch zur Feststellung der wichtigsten Lebensdaten hinreichten.

Nun erwarb bald nach Thiels Tod das Institut für Historische Hilfswissenschaften an der Universität Graz von der Witwe den Nachlaß, der vom Landesarchiv übernommen wurde. In diesem Nachlaß befand sich eine ausführliche Selbstbiographie Thiels, die hiemit anläßlich seines 100. Geburtstages der Fachwelt vorgelegt wird. Diese Selbstbiographie wurde am 16. November 1943 abgeschlossen, ist also von den Ideen und Ereignissen dieser Zeit stark beeinflußt. Vieles ist hier verschwiegen, was er nach 1945 wohl in den Vordergrund geschoben hätte, wie z. B., daß er Präsident der Leo-Gesellschaft war, anderes überbetont, was später für ihn wohl kaum erwähnenswert gewesen wäre. Leider erfahren wir nichts über seine Mitarbeiter oder überhaupt über die Lage der Geschichtsforschung im Lande. Die Darstellung wurde so gelassen, wie sie vorlag, nur die letzten, allzu zeitgebundenen Seiten wurden weggelassen, ebenso die Schilderung seiner glücklichen Ehe am Schluß, die Fachkreise kaum interessieren dürfte. Viktor Thiel starb am 9. Oktober 1946 im Grazer Landeskrankenhaus und wurde im St.-Leonhard-Friedhof begraben, seine Witwe Kornelia folgte ihm am 1. März 1951 ohne Hinterlassung von Leibeserben im Tode nach.

Fritz Posch

Im Jahre 1862 wanderten zwei Handwerksburschen aus Kriegerm im Saazer Kreise (Böhmen) zu Fuß in die alte Kaiserstadt Wien. Es waren dies der Schlossergeselle Josef Laub und der Tischler-

geselle Wenzl Thiel. Wie sah es damals in und um Wien aus? Der Festungswall, der durch Jahrhunderte die Altstadt umgürtet hatte, wurde in den Jahren 1858 bis 1864 abgebrochen. Die 34 Vorstädte, welche die Altstadt umkränzten, konnten nunmehr in unmittelbare Föhlung mit ihr treten, wodurch sich eine merkliche Steigerung des Wirtschaftslebens ergab. Bei dem Schlossermeister Paul Friedrich Lüders in der Vorstadt Schottenfeld fand Josef Laub Arbeit. Im „Schottenfeld“ (dem Stifte Schotten in Wien gehörig), das noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts nur aus Äckern und Gärten bestanden hatte, war bald hernach eine lebhaftc Industrie aufgekommen. Für die Blüte der hiesigen Seidenzeug- und Samtfabrikation spricht der Name „Brillantengrund“, der im Volksmunde für die Vorstadt üblich wurde. So mochte der Schlossermeister Paul Friedrich Lüders hier wohl auch lohnenden Erwerb gefunden haben. Er war 1815 in Wien geboren, als Sohn des Schlossers Friedrich Lüders aus Gadebusch in Mecklenburg, der 1807 auf seiner Wanderschaft nach Wien gekommen war und 1813 Katharina Brack, eine Bauerstochter aus Karlstetten bei St. Pölten, geheiratet hatte. Mit Vorzug hatte Paul Friedrich 1827 die Elementarschule in Altlerchenfeld absolviert und 1841 Magdalena Schwarzböck, eine Winzerstochter aus der Umgebung von Retz, zur Frau genommen. Vier Kinder waren der Ehe entsprossen: Friedrich geb. 1843, Johann geb. 1845, Katharina geb. 1847 und Marie geb. 1850.

Als Josef Laub in die Schlosserwerkstätte Lüders eintrat, war das ältere Töchterlein im ersten Aufblühen begriffen; es war blond, blauäugig, ein munteres Wiener Mädcl. Durch seinen Landsmann Laub wurde der Tischler Wenzl Thiel mit ihr bekannt. Kein Wunder, daß der etwas schwerblütige Sudetendeutsche von ihrem Liebreiz und Frohsinn sich angezogen fühlte. Als strebsamer tüchtiger Fachmann fand er schon in jungen Jahren — er war 1842 geboren — eine leitende Stellung als Werkführer in der mit Maschinenbetrieb ausgestatteten Bautischlerei Wackenroder im 9. Wiener Gemeindebezirke Alsergrund. So konnte er am 4. Juli 1869 Katharina Lüders in der Servitenkirche in der Rossau zum Altar führen.

Die Fabrik Wackenroder befand sich in der Sechsschimmelgasse auf dem alten Michelbeuerngrunde. Der nach der neuen Verfassung der vergrößerten Stadt Wien gebildete 9. Bezirk Alsergrund umfaßte nämlich sieben alte „Gründe“: Alsergrund, Rossau, Michelbeuern, Himmelpfort, Lichtenthal, Thury und Althan. Der Grund Michelbeuern war ein uralter Besitz der gleichnamigen bayrischen, hernach salzburgischen Abtei gewesen, der ursprünglich zu dem schon 1028 genannten Waring (Währing) gehörte und erst nach der Errichtung der Linienwälle (1704) als besonderer Grund abgetrennt und 1786 in die Gerichtsbarkeit der Stadt Wien einbezogen wurde.

Noch um 1870 war der Grund Michelbeuern nur der Stadtseite zu stärker verbaut und wies noch viele Grünflächen auf, an denen sich Ziegen und Hühner gütlich taten. Die Linienwälle wirkten sich verkehrshindernd aus. Die Höhen der Wehrmauern waren meist mit flatternder Wäsche belebt, die von den zahlreichen Wäscherinnen zum Trocknen aufgehängt wurde.

Die Fabrik Wackenroder, die nur durch die Kupferschmiede Löhlich von der verkehrsreichen Nußdorferstraße getrennt war, bestand aus einem einstöckigen Hauptgebäude, das mit der Stirnseite der Sechsschimmelgasse zugekehrt war, aus einem weitläufigen Hofraum, der von einem langgestreckten Werkstättenbau flankiert und im Hintergrunde von einem solchen abgeschlossen war. Im ersten Stockwerke des Hauptgebäudes waren die Wohnungen des Besitzers, des Werkführers und des Hausmeisters untergebracht. Die Hauseinfahrt teilte das Erdgeschoß in zwei gleiche Teile: rechts befanden sich die Kanzleien, links ein großer Maschinenraum, der auch in den Keller übergriff. Infolge der in diesen Jahren in Wien sich rege entwickelnden Bautätigkeit war die Fabrik damals stark beschäftigt. Der Hofraum war zum Teile in unmittelbarem Anschlusse an das Hauptgebäude mit einem Glasdach überdeckt, das in der Höhe des ersten Stockwerkes angebracht war. Im ersten Stockwerke lief hofseitig ein Gang, durch dessen Fenster man auf das Glasdach gelangen konnte, auf dem in Holzkistchen verschiedene Nutzpflanzen gehalten wurden. Nur wenige Schritte von der Fabrik lag in der Sechsschimmelgasse der Lagerplatz mit großen Holzvorräten und den Stallungen für Wagen und Pferde. Unweit von hier mündete die Gasse in die Währingerstraße — fast unmittelbar bei der Währingerlinie, einem Durchbruche durch den Linienwall.

Die Wohnung meiner Eltern bestand aus einem Vorraume, in dem ein riesiger, fast 3 m hoher Kasten aufgestellt war, aus einer durch ein Hoffenster belichteten Küche, einem einfenstrigen Hofzimmer und einem zweifenstrigen Gassenzimmer. Alle Räume waren in solchen Ausmaßen gehalten, daß die Einrichtung selbst für eine Familie von 6 Personen untergebracht werden konnte; dazu boten Keller und Dachboden noch gute Hilfen.

In dieser Wohnung verbrachten meine Eltern das erste Jahrzehnt ihrer Ehe; hier kamen im ersten Jahrfünft der Ehe 4 Kinder zur Welt: Franz am 27. Mai 1870, Viktor am 3. Dezember 1871, Hermine am 7. Oktober 1873, Katharina am 27. Oktober 1874. „Es waren die glücklichsten Jahre meines Lebens“, sagte einst meine Mutter zu mir, als sie schon weit hinter ihr zurücklagen. Ein Lichtbild aus dieser Zeit zeigt, wie die junge Frau ungeachtet aller mütterlichen Sorgen frohgemut durch das Leben schritt. Auch in meiner Erinnerung ist diese Zeit, die Jahre meiner frühen Kindheit,

umwoben vom Zauber der Märchen, die uns Kindern die Mutter erzählte. Wie lebhaft wußte sie die Schicksale Schneewittchens und Rotkäppchens zu gestalten! Wie wundersam wurde uns zumute, wenn Schneeflocken vor den Fenstern wirbelten und wir vom Nahen des Christkinds vernahmen! Traumhaft vergingen uns die Stunden bis zum Augenblick, in dem sich die Türe öffnete und wir in den strahlenden Lichterglanz des Christbaumes traten, der eine Fülle beglückender Gaben barg.

Der in so kurzer Zeit reichlich bescherte Kindersegen machte die Unterstützung durch eine Hausgehilfin nötig. Als solche waltete durch mehrere Jahre die jugendliche Berta, deren ältere Schwester Flora bei den Großeltern Lüders im Dienste stand. Berta kam durch ihr fröhliches Wesen uns Kindern sehr nahe; wir fühlten sie ganz zu uns gehörig. Als sie 1878 in ihre Waldviertler Heimat zurückkehrte, erfüllte uns dies mit großem Schmerz. Beim Abschied wollte ich mich nicht weinend vor ihr zeigen, ich verbarg mich hinter dem Ofen und ließ meinen Tränen Lauf.

Für uns Kinder, besonders für uns Buben, bildeten Haus und Hof, Kanzlei und Werkstätte, der Lagerplatz und Umgebung eine große weite Welt mit vielen interessanten Einzelheiten. Als eine Herrscherpersönlichkeit erschien uns der Hausmeister, dem stets eine Tabakpfeife vom Munde hing. Er hatte seinen Dienstraum im Hausflur und mit seiner emsigen Tochter Anna einen Wohnraum im ersten Stockwerke, der vom Gange aus belichtet war. Kaum minder eindrucksvoll erschien uns der Hofhund, „Tiger“ genannt, eine riesige Dogge, die auch tagsüber frei im Hofe herumstrich und eifrig Katzen und Ratten jagte. Einst erwischte er einen großen Kater, den er in Fetzen riß. Lohnend war für ihn der Rattenfang. Jede Ratte, die ihm ins Gebiß gekommen war, legte er seinem unmittelbaren Gebieter, dem Hausmeister, zu Füßen; hiefür erhielt er ein Vierkreuzerstück auf die Schnauze, mit dem er sorgsam zum Greißler lief, der, über den Wunsch seines Kunden unterrichtet, ihm eine entsprechende Menge „Quargeln“ verabreichte. Einen eigenen Stall im Hofe hatte eine Ziegenfamilie, die unseren Gefühlen sehr nahe stand, da sie uns mit Milch versorgte. In jedem Frühjahr kamen herzige Zicklein zum Vorschein, deren drolliges Gehaben uns sehr belustigte. Als gelegentlicher Gast kam eines Tages ein Widder ins Haus, der bei einer Wohltätigkeitslotterie Herrn Wackenroder als Gewinnst zugefallen war. Es wurde ihm im Hofe mit einiger Begrenzung die Freiheit belassen. Einst stand Herr Wackenroder im Hofe mit einem Geschäftsfreund im Gespräche. „Was bist du für ein possierlicher Kauz?“ rief der Fremde den sich nähernden Widder an. Doch schon hatte dieser ihn mit gesenktem Kopfe angerannt und ihn zu raschem Sitze auf den Erdboden veranlaßt, ein Vorgang, den Herr Wacken-

roder mit schallendem Gelächter begleitete. Willkommen war uns Kindern der Fabrikskutscher, sooft er mit leerem Wagen von der Fabrik auf den Lagerplatz fuhr, da wir mit ihm fahren durften. Eine starke Anziehungskraft übte auf uns der große schwarze Wachhund auf dem Lagerplatz aus. Da er tagsüber an der Kette lag, war er sehr bissig; daher durften wir ihm nicht nahekommen, sondern mußten uns begnügen, sein wildes Getue mit offenem Munde anzustauen.

Ein Erlebnis besonderer Art hatte ich an einem Frühsommermorgen des Jahres 1877. Schmetterndes Kling und Klang weckte uns aus dem Schlummer. Alles eilte an die Fenster. Unbemerkt schlüpfte ich in dürrtügigster Kleidung zur Türe hinaus. Hurtig mußte ich mich in Bewegung setzen, um das ungeheuerliche Ereignis voll zu erfassen. Was zu sehen war, war des Dauerlaufes wert. Voran eine schier endlose Reihe von Fußtruppen in voller Felddausrüstung, hernach ein glänzendes Bild schmucker Reiterei, zum Schlusse rasselnde Geschütze. Die Truppen zogen durch die Nußdorferstraße, Hirschengasse (später Billrothstraße), Sieveringerstraße. Vor Sievering hielten sie Rast seitwärts der Straße. Lachend nahm mich eine Soldatengruppe in ihre Mitte, bis Mutter und Berta hastend auftauchten und mich freudig in Empfang nahmen. Dies war mein erster Ausflug, den ich in Freiheit und nach eigenem Willen unternahm. Bald hernach bestieg ich den ersten Berg. Ich begleitete Vater auf den Kahlenberg. Die Firma Wackenroder hatte nämlich die Innenausstattung des neuerbauten Hotels übernommen.

Schon begann die Zeit köstlicher Jugendlust stark eingeschränkt zu werden. Bruder Franz wanderte seit September 1876 täglich in die Schule in der Währingerstraße; ich wurde im September 1878 in die Schule in der Nußdorferstraße aufgenommen; der Weg führte mich an dem Geburtshause Franz Schuberts vorbei. Ein junger Lehrer, namens Anton Hofbauer, leitete die erste Klasse.

Tief griff in unser Familienleben eine Wandlung ein, die sich 1879 vollzog. Mein Vater gab die Stellung bei der Firma Wackenroder auf und übernahm eine Eisenwarenhandlung in der Rossau von den Großeltern Lüders, die nach Mitterretzbach bei Retz übersiedelten, wo sie eine Landwirtschaft teils durch Erbschaft, teils durch Kauf erworben hatten. Im Sommer 1879 verließen wir die uns so lieb gewordene Wohnung in der Sechsschimmelgasse und mieteten uns in der Rossau, Porzellangasse 15—17, ein. Es war ein weitläufiges Doppelhaus, das die Ecke zur Thurngasse bildete.

Die Stiege, die von der Thurngasse in die Währingerstraße führt, macht besonders den Steilrand augenfällig, der sich von der Hohen Warte entlang der Nußdorferstraße und Währingerstraße zum Salzgries hinzieht, ein Steilrand, der den Lauf der Donau in

vorgeschichtlicher Zeit kennzeichnet. Es war wohl ein wasserreicher Arm, der etwa durch die heutige Heiligenstädterstraße, Lichtensteinstraße, Porzellangasse und den unteren Teil der Berggasse lief. Infolge des Bestrebens des Stromes, seinen Lauf nach Norden dem Marchfelde zuzuwenden, ist er allmählich vom Steilrande zurückgetreten. Bei Hochwassern und Eisgängen waren die niedrigen an der Donau gelegenen Stadtteile stets schwer bedroht. Erst durch die Regulierungsbauten in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde dagegen Schutz geboten. Noch anfangs der achtziger Jahre, als ich noch in die Schule ging, wurden beim Herannahen des Eisstoßes auf der Donau in der Rossau Kähne, Notstege und Treppen bereitgestellt. Uns Buben versetzten solche Vorbereitungen in abenteuerliche Stimmung. So verwegen im Kahn zur Schule fahren zu müssen, wäre ganz nach unserem Sinne gewesen.

Zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung wurden die Siedlungen in der Rossau fast völlig vernichtet. Als nach der Türkenabwehr der Verkehr auf der Donau gewaltig anwuchs, entwickelte sich bei der Lampelmaut reges Leben. Schiffe und Plätten brachten aus dem Oberlande Holz und Holzwaren, Töpferwaren, Salz, Wein und Obst. Zahlreiche Gasthöfe und ausgedehnte Holzlagerplätze entstanden längs der Lände; in der neu entstehenden Siedlung wogen holzverarbeitende Gewerbe vor. Zur Zeit Maria Theresias wurde in der Rossau die Porzellanfabrik gegründet. Als die Befestigungsanlagen um die Altstadt beseitigt wurden, wurde der „Tandelmarkt“, der seit dem 17. Jahrhundert an verschiedenen Orten vor der Altstadt bestanden hatte (so am Ufer der Wien am Platze vor der Technik, seit 1818 auf dem Platze vor der Heumarktkaserne), 1864 auf den Platz nächst der Lampelmaut verlegt. Damals erwarben meine Großeltern eines der Verkaufsgewölbe von der „Genossenschaft der Hallentrödler“. Als Nachbar des „Tandelmarktes“ erstand der monumentale Bau der „Rudolfskaserne“ und auf der Höhe des Steilrandes der moderne gotische Prachtbau der Votivkirche, die 1879 eingeweiht wurde.

Als meine Familie 1879 übersiedelte, bot die Rossau im wesentlichen das Gesamtbild, wie es sich im 18. Jahrhundert entwickelt hatte. Doch zeigten sich schon merkliche Ansätze zu einer neuen Gestaltung. Im Hause Porzellangasse Nr. 17 wurde am 18. März 1881 meine Schwester Paula geboren. Bald darauf übersiedelten wir in die Hahngasse Nr. 9, in einen vierstöckigen Neubau, und zwar in das vierte Stockwerk. Da ringsum nur niedere Bauten bestanden, genoß man von der Wohnung nach beiden Richtungen hin einen weiten Fernblick. Als am 8. Dezember 1881 im Ringtheater am Schottenring in später Abendstunde ein Feuer ausbrach, konnten

wir von der Wohnung aus unmittelbar in das riesenhaft auflodernde Flammenmeer blicken.

Im Frühling 1883 wechselten wir neuerlich die Wohnung und mieteten uns in der Hahngasse Nr. 22 ein. Es war ein zweigeschossiger Bau aus dem 18. Jahrhundert, ein Eckhaus zur Pramergasse. Ein kleiner Garten mit einem Lusthause war im Hintergrunde des Hofes angelegt. An den Garten lehnte sich eine geräumige Laube im Hofe an. Nach der Hof- und Gartenseite lief in der Höhe des ersten und zweiten Stockwerkes die ganze Hausbreite entlang ein offener Holzgang, der zu den Wohnungen führte. Sofern Jahreszeit und Witterung es zuließen, öffneten sich in den Abendstunden die Wohnungstüren: die einen machten es sich auf dem Gange zu besinnlicher Muße bequem, andere, besonders die Jugend, fanden sich in der Laube zu Gedankenaustausch ein. Manchmal erhöhten die Klänge einer Harmonika die Stimmung und regten zu einem Tänzchen an.

Im Hause wohnte ein Malermeister, der Obmann eines Gesangsvereines. Zu seinem Namenstage fanden sich die Sänger zu einem Abendständchen ein, dem die Nachbarn andächtig lauschten.

Im Hause Hahngasse Nr. 22 kamen 1883 ein Knabe (Oskar), 1885 ein Mädchen (Stephanie) zur Welt; beide starben früh (3 bzw. 8 Monate alt). Am 8. Dezember 1889 wurde Schwesterlein Mizzi geboren; sie war ungemein zart und blieb lange unser Sorgenkind. Wir wohnten hier 15 Jahre, bis zur Abtragung des Hauses im Jahre 1898. Nun übersiedelten wir in die Pramergasse Nr. 10.

Der Wohnungswechsel in die Rossau machte es nötig, daß ich von der 2. Klasse an die Volksschule in der Grünetorgasse Nr. 11 besuchte. Hingegen verblieb Bruder Franz auch weiterhin in der Bürgerschule in der Währingerstraße Nr. 43 bis zum Jahre 1884, bis zum Übertritt in die Staatsgewerbeschule. In der Grünetorgasse Nr. 7 befand sich eine Volksschule für Mädchen; diese besuchten meine Schwestern. Wir vier ältesten Kinder waren vielfach aufeinander angewiesen; an Sonntagen machten wir gemeinsam Spaziergänge. Am 6. Jänner 1880 wanderten wir in Begleitung der Eltern zur Reichsbrücke; riesige Eismassen hatten sich im Donaustrom aufgestaut. Schwester Hermine erkältete sich damals schwer und erlitt eine dauernde Schädigung ihrer Gesundheit. Seit die Großeltern in Mitterretzbach sesshaft geworden waren, durften wir Kinder in den Ferien einige Wochen bei ihnen verbleiben. Dort hatten wir Bewegungsfreiheit im geräumigen Hause und in seiner Umgebung. Mit Eifer nahmen wir teil an den landwirtschaftlichen Arbeiten, und wir waren gut Freund mit der vielgestaltigen Tierwelt des Bauernhofes. Auch die Bauern ringsum sahen uns gern als Gäste. Wußten wir Kinder der Großstadt doch viel Interessantes zu erzählen, für

uns aber war die Bewirtung mit saurer Milch und Schwarzbrot sehr verlockend.

Die sommerliche Erholung glich etwas die Strapazen des Schulunterrichtes aus. Die Schule in der Grünetorgasse, die ich besuchte, ließ an Hygiene zu wünschen übrig. Die Lehrzimmer, besonders jene im Erdgeschoße, waren sehr düster. Im Winter brannte meist das Gaslicht; von der offenen Flamme ging eine betäubende Schwüle aus. Der Lehrer, namens Clemens Wasserbauer, ein Mann in den mittleren Jahren, hielt mit Hilfe eines spanischen Rohres die Zucht aufrecht. Übeltäter mußten zum Podium vortreten, den Oberkörper vorbeugen, worauf sie die nach dem Vergehen abgestufte Zahl der Stockstreiche auf das Rückenende erhielten. Als einst ein straffälliger Junge zum Strafempfange sich vorbeugte, kam das entblößte Hinterteil zum Vorschein; die schützende Hose war schon abgenützt worden.

Ich war bereits in die 3. Klasse der Volksschule vorgerückt. Es wurde aus dem Lesebuche die Erzählung gelesen, wie Alexander der Große schon in seiner Jugend ein wildes Pferd zu bändigen verstand. Der Lehrer meinte, daß wohl keiner der Schüler wisse, wann Alexander gelebt habe. Doch — ich wußte es; ich konnte die Jahreszahlen seines Lebens und seiner Regierung angeben. Der Lehrer staunte, meine Mitschüler sahen mich bewundernd an. Meine Mutter hatte eine kleine Bücherei, in ihr ein Handbuch der Weltgeschichte und andere Bücher geschichtlichen Inhalts. Was sie von fernen Zeiten in aller Welt berichteten, schien mir ungeheuer interessant. Die Bebilderung der Bücher machte mir ihren Inhalt lebendig. Als meine Mutter mein Interesse merkte, brachte Weihnachten stets ein neues lehrreiches Buch. Auch der Lehrer wurde auf mich aufmerksam; am Schlusse des Schuljahres beschenkte er mich mit einem Prachtbande der Weltgeschichte Corvins.

Meine Vorfahren Lüders in Mecklenburg waren evangelisch gewesen. Friedrich Lüders hatte zwar 1813 in Wien eine katholische Ehe mit Katharina Brack geschlossen und seinen Sohn Paul Friedrich katholisch taufen lassen. Doch noch Paul Friedrich, mein Großvater, war innerlich evangelisch geblieben. Als Knabe fand ich in der Bücherei meiner Mutter die Bibelübersetzung Luthers vor. Auf mich übte die künstlerische Ausstattung der katholischen Gotteshäuser starke Anziehungskraft aus. Als meine Familie in die Rossau übersiedelt war, ging ich gerne in die Votivkirche. Die schönen Bauformen und die harmonische Farbenwirkung im Innern zogen mich in ihren Bann. Tief ergriffen lauschte ich den Klängen der Orgel, die überwältigend den weiten Raum durchfluteten. Wie male- risch erschien mir der barocke Bau der Servitenkirche in seiner Gesamtanlage, wie wirkungsvoll der Innenraum! Oft stand ich vor

dem berühmten Verkündigungsbilde, das sich als Kopie des Florentiner Originals in einer Seitenkapelle befindet. Versunken in Betrachtung des Marienbildes brachte ich oft meine kindlichen Wünsche und Sorgen in Haus und Schule vor.

Meine Mutter besprach sich mit Lehrer Wasserbauer über meine Zukunft. Er empfahl, mich nach der 5. Klasse in ein Gymnasium zu geben. Von der mündlichen Aufnahmeprüfung befreit, trat ich im September 1883 in das Gymnasium in der Wasagasse (Maximilian-Gymnasium) ein. Der erste Jahrgang zählte 108 Schüler, die auf zwei Parallelklassen verteilt wurden. Vier Fünftel hievon waren Juden. Geographie und Geschichte lehrte in meiner Klasse Professor Dr. Adalbert Horawitz, geboren 1840 in Lodi (Lombardei), Privatdozent an der Universität Wien; sein wissenschaftliches Arbeitsgebiet war Geschichte der deutschen Reformation. Er war eine eindrucksvolle Erscheinung, hochgewachsen, mit einem scharfgeschnittenen Kopfe, der von reichem Haarwuchs und einem rötlichblonden Vollbart umrahmt war. Ich erfreute mich seiner besonderen Zuneigung; er behandelte mich wie einen Sohn. Er ließ mich manchmal bei Prüfungen an meine Mitschüler Fragen stellen und forderte mich auf, die Antworten zu beurteilen. In den Semestralzeugnissen bewertete er meine Leistung mit „ausgezeichnet“, eine Klassifizierung, die abwich von der sonstigen Übung. Auch in den übrigen Lehrgegenständen schnitt ich sehr gut ab. Solange die Lokation der Schüler in den Zeugnissen vorgeschrieben war, erhielt ich die Lokationsnummer 1. Auf seine Einladung besuchte ich im Sommer 1885 Professor Horawitz in seiner Villa in Klosterneuburg. Als ich mich verabschiedete, sprach er zu mir sehr liebe, doch ernste Worte. Es war ein Abschied für immer. Bald darauf wurde er vom Lehramte an der Mittelschule beurlaubt zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen. Im Herbst 1888 stand ich auf dem Klosterneuburger Friedhofe an seinem frischen Grabe.

Es ist eine stattliche Reihe von Lehrkräften, die in der Mittelschule mit mir zu tun hatten. Fast mit allen verbindet mich eine liebe Erinnerung. Ich nenne die Historiker und Geographen Wild, Lothar Fleischanderl, Plaschnik, Herbrich, Bruno Fleischanderl, Michler; die Philologen Kurz, Rausch, Thumser, Lichtenfeld, Kapp, Schneider, v. Leclair, Penka; die Mathematiker und Physiker Wallentin und Exner; den Naturwissenschaftler Knauer, den Religionsprofessor Podrabsky; den Französischprofessor Seeliger, die Zeichenprofessoren Machold und Schauer. Mit dem gemütvollen Professor Dr. Viktor Thumser kam ich einige Jahrzehnte später wieder in Graz bei der Statthalterei zusammen, der er als Landesschulinspektor zugeteilt worden war.

Die große Zahl von Mitschülern, die 1883 gleichzeitig mit mir in das Wasagymnasium eintraten, minderte sich in den folgenden Jahren beträchtlich. Der Reifeprüfung im Jahre 1891 unterzogen sich 30 Schüler mit Erfolg, von denen nur die Hälfte seit 1883 die Anstalt besucht hatte. An meiner Seite saß lange auf der Schulbank Walter Conrad, der eine seltene Begabung in Mathematik und Physik bewies; er wirkte später als Konstrukteur am Polytechnikum in Zürich und heiratete eine Tochter des berühmten Chirurgen Billroth; er rückte im Ersten Weltkriege ein und wurde als Fachmann bei einem Armeekommando verwendet; er starb 1916.

Am 15. Juli 1891 legte ich die Reifeprüfung am Wasagymnasium in Wien „mit Auszeichnung“ ab. Nun trat die Frage an mich heran, welchen Beruf ich ergreifen wolle. Es drängte mich, die große Welt kennenzulernen, und ich wollte mich daher zum Dienst in der Marine melden. Auf den dringenden Wunsch meiner Mutter ließ ich von dem Gedanken ab. Vom 1. Oktober 1891 an leistete ich den Präsenzdienst als Einjährig-Freiwilliger beim I.-R. 2 ab, das sich damals in Wien in der Rossauerkaserne befand. Es war ein siebenbürgischer Truppenkörper (Ergänzungsbezirk Kronstadt), der ein buntes Völkergemisch bot. Er bestand überwiegend aus Rumänen neben Magyaren und Siebenbürger Sachsen. Auch Zigeuner und Juden fehlten nicht. Noch bunter war das Offizierskorps. So lernte ich das österreichische Problem aus unmittelbarer Anschauung kennen. Die Einjährig-Freiwilligen-Schule, die beim Regimente aufgestellt wurde, umfaßte nicht nur die Einjährig-Freiwilligen des Regimentes, sondern auch solche, die von anderen Truppenkörpern zugeteilt worden waren, in großer Zahl vom Jägerbaon 10. Es waren dies meist Wiener Juden. Während der Abrichtung bildeten die Zehner-Jäger eine eigene Abteilung unter der Führung eines Oberleutnants, eines jüdischen Berufsoffiziers namens Moriz Freund. Er behandelte seine Glaubensgenossen verächtlich und sprach sie als „jüdische Schweine“ an. Als diese durch zwei Vertreter sich beschwerten und Abhilfe durch das Regimentskommando verlangten, winkte der Schulkommandant, Hauptmann Erber, ein gütiger, feingarteter Offizier, vor Entsetzen über die Rebellion durch die Drohung schwerer Bestrafung ab.

So drückend ich den Militärdienst fand, so hat das Soldatenleben gewiß vorteilhaft auf mich eingewirkt. Mein Auftreten wurde freier und sicherer. Noch während der Zeit der theoretischen Ausbildung wurde ich am 4. März 1892 zum Gefreiten befördert; am 30. März rückte ich als Korporal zur Kompagnie ein, wurde am 16. Juli Zugführer, nach der Schlußprüfung am 25. September Feldwebel; mit 1. Jänner 1893 wurde ich zum Leutnant i. R. ernannt.

Am Rande sei ein bescheidenes Histörchen vermerkt. Als ich mich am 16. Juli nachmittags aus meiner Wohnung zur Befehlsausgabe in die Kaserne begab, kam ich bei einem Hause vorbei, aus dem mehrere junge Mädchen vom Fenster herabblickten. Der Regimentsbefehl enthielt meine Beförderung zum Zugsführer. Als ich mit den neuen Abzeichen zurückkehrte, winkten mir die Mädchen jubelnd zu; sie hatten meine Beförderung bemerkt. Durfte nicht eine solche Aufmerksamkeit von seiten unbekannter holder Weiblichkeit einen jungen Krieger mit Hochgefühl erfüllen, der im Grunde seines Wesens ein überaus schüchterner Jüngling war?

Nach Ableistung meiner Präsenzdienstpflicht begann ich im Herbst 1892 das Studium an der Universität Wien. Ich strebte anfänglich das Lehramt an Mittelschulen mit Geographie und Geschichte als Hauptfach, Deutsche Sprache als Nebenfach, an. Hiebei beschränkte ich mich nicht auf den Besuch der entsprechenden Vorlesungen, sondern suchte mir auch durch die Durcharbeitung von Handbüchern für die verschiedenen Wissensgebiete ein möglichst umfassendes und gründliches Wissen anzueignen. Ich änderte meinen Arbeitsplan, als ich das Lehrziel und den Unterrichtsbetrieb des Instituts für österreichische Geschichtsforschung kennenlernte. Nach dem Vorbereitungskurs wurde ich für den Kurs 1895—1897 als ordentliches Mitglied aufgenommen. Das Institut leitete bis zum Ende des Wintersemesters 1895/96 Heinrich R. v. Zeissberg, hernach Engelbert Mühlbacher. Als Dozenten wirkten Oswald Redlich und Franz Wickhoff. Dem Kurse gehörten außer mir an: Oskar Fr. v. Mitis, Franz Wilhelm, Johann Lechner, Johann Novák und Max Dvořák; als außerordentliche Mitglieder Gustav Friedrich und Karl Huffnagl. In der von Huffnagl verfaßten Kneipzeitung zur Semesterkneipe im Februar 1896 ist auf den Direktionswechsel mit der Ankündigung des Dramas Bezug genommen: König Heinrichs Glück und Ende; im Personenverzeichnis scheinen die Professoren und Mitglieder des Instituts in witziger Charakterisierung auf. Huffnagl, ein feinsinniger Poet, unter den Decknamen „La Hize“, „Z. A. Spring“, „Dr. Gall“ Mitarbeiter der politisch-satirischen Wochenschrift „Die Muskete“, war ein natürlicher Sohn eines hohen österreichischen Beamten namens Paumgarten, der von Grillparzer abstammen soll. Tatsächlich haben die durchgeistigten Züge Huffnagls an Grillparzer erinnert.

Ungeachtet der nationalen Verschiedenheit hat zwischen den Mitgliedern des Kurses ein einträchtiges Verhältnis bestanden. Die politische Hochspannung der Zeit verursachte nicht selten eine lebhaftige Aussprache, doch blieben wir zueinander gute Kollegen. Wir Deutsche lachten über den Eifer Nováks, der eine slawische Hochflut über Mitteleuropa kündete.

In den Ferien 1896 hatten Novák und ich eine Arbeitsreise in das Hauptstaatsarchiv München zu unternehmen, um Stoff für die Regesta Habsburgica festzustellen. Wir verbanden die Reise mit Wanderungen im Gesäuse, im Salzkammergut und im bayrischen Hochlande. Während ich von München zu einer Waffenübung nach Wien zurückkehren mußte, schickte sich mein von großen Zukunftsplänen erfüllter Kollege zu einer Fahrt nach Rußland an, die ihn bis Moskau führte und sehr abenteuerlich verlief.

Eine sehr schlimme Wendung trat um diese Zeit in meinem Lebenslaufe ein. Eine schon lange vorher sich vorbereitende Erkrankung meiner Nerven verschlimmerte sich in bedenklicher Weise; ich verfiel in eine schwere Gemütsverstimmung; meine Arbeitskraft minderte sich stark. Ich wanderte von einem Arzt zum andern, versuchte dieses und jenes Heilverfahren. Es war vergeblich. Ich erkannte, daß kein Arzt, kein Verfahren mir helfen könne, sofern ich nicht aus mir selbst die Voraussetzungen für die Heilung bewirken würde. Mein ganzes Sinnen und Trachten faßte ich zu dem Ziele zusammen, mich seelisch und körperlich zu härten und zu stählen. Da die Veränderung in meinem Wesen infolge der Erkrankung merklich wurde, vertraute ich mich Professor Redlich an. In seiner vornehmen Art und in seiner Herzensgüte nahm er sich meiner an. Auch die Professoren Mühlbacher und Wickhoff erwiesen mir freundliches Verständnis. So konnte ich am 9. Juli 1897 die Staatsprüfung am Institut für Geschichtsforschung mit „sehr gutem“ Erfolge bestehen und bald darauf das philosophische Doktorat erlangen. Am 4. April 1898 trat ich als Archivspraktikant in den Dienst der niederösterreichischen Statthalterei; mit 1. August 1899 wurde ich zum Archivkonzipisten ernannt. Meine Dissertation: „Die Habsburgerchronik Heinrichs von Klingenberg“ wurde 1900 in den Mitteilungen des Instituts für Geschichtsforschung veröffentlicht.

In der Zeit meiner schweren Erkrankung erwies mir Bruder Franz aufopferungsvoll werktätige Hilfe. Er war, nachdem er 1888 die Staatsgewerbeschule in Wien „mit Auszeichnung“ absolviert hatte, durch zwei Jahre bei der Firma Freytag in Ybbs a. d. Donau tätig gewesen, hatte 1890/91 seine Militärdienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger geleistet und war im Herbst 1891 zur Bautischlerei Crus in Wien-Ottakring als technischer Beamter gekommen. Obwohl er durch seine berufliche Stellung stark beansprucht war, trat er mir bei der Vorbereitung zur Staatsprüfung am Institut für Geschichtsforschung hilfsbereit zur Seite. Die von mir übernommene Hausarbeit hatte „Die Chronik des Mathias von Neuenburg“ zum Gegenstande. Es entstand ein Elaborat von fast 300 Folioseiten. Aus eigenem Antriebe nahm mir Bruder Franz die mühsame Arbeit der

Reinschrift ab, wofür er durch zwei Monate einen erheblichen Teil seiner Nachtruhe opferte.

Um zu gesunden, hatte ich mich auf sportliche Übungen mannigfacher Art verlegt. Schon im Frühjahr 1894 hatte ich im „Club der Wiener Herrenfahrer“ radfahren erlernt. Noch galt damals das Fahrrad — es vollzog sich eben der Übergang vom Hochrad zum Niederrad — lediglich als Sportgerät, noch fühlten sich seine Anhänger als zu einer engeren Gemeinschaft gehörig zum Schutze gegen die Anfeindungen, denen sie im öffentlichen Verkehre ausgesetzt waren, eine Sonderstellung, der die Schaffung eigener Radfahrwege entsprach. Für mich wurde das Fahrrad bald ein unentbehrliches Mittel, um rasch und leicht in Gottes freie Natur hinaus zu gelangen. Bald erschienen regelmäßige Radfahrten in meine Tagesordnung eingefügt. Fröhlich fuhr ich in den Prater, auf dem Kielmanseggwege bis zum Spitz, nachmittags oder abends auf dem Hubertusdamm nach Langenzersdorf, oder ich machte eine Rundfahrt über Klosterneuburg—Sievering, am Hermannskogel vorbei. Dies waren meine Lieblingsfahrten; allmählich aber lernte ich die ganze Umgebung Wiens gründlich kennen, sowohl den Wienerwald wie das Marchfeld. Mit leidenschaftlicher Liebe wurde ich dem Fahrrad zugetan. Wie viele genußfrohe Stunden verdankte ich ihm: Wie wohltätig wirkte das Radfahren auf mein Wesen! Durch unausgesetzte Übung gewann ich eine solche Sicherheit, daß ich spielend alle Hindernisse zu überwinden vermochte.

Durch meinen Bruder Franz wurde ich in die „Deutsche Wiener Turnerschaft“ eingeführt. Sie stand damals unter der strammen Leitung des Oberturnwartes Ing. Eduard Zotter und hatte ihren Hauptbetrieb in den Räumen der Wiener Gartenbaugesellschaft, einen Zweigbetrieb in einem Schulturnsaale in der Burggasse. Mit Vorliebe ging ich in die Burggasse, wo sich der patriarchalische Brichta und der gemütliche Voit in die Leitung teilten. Als Riegenführer waltete hier der hervorragende Jurist Generalstaatsanwalt Dr. Högl. Hier traf ich auch Dr. Ferdinand Bilger an, der damals beim Wiener Magistrat in Stellung war, sowie Rudolf Maierhofer, den ich später als Direktor des Verlages Ueberreuter (M. Salzer) kennenlernte. In der „Deutschen Wiener Turnerschaft“ traf ich eine frohgemute Gesellschaft von Männern an, die im Sinne Jahns körperliche Erthüchtigung mit der Pflege des völkischen Gedankens verbanden. Zwischen den Freiübungen und dem Geräturnen wurde in der Regel ein Marsch eingefügt, währenddessen ein kraftvolles Scharlied erklang. Den Höhepunkt eines jeden Jahres bildete das Schauturnen im Sophiensaaie, das allen Altersschichten Gelegenheit bot, ihr turnerisches Können zu zeigen. Auf dem Turnboden kam ich auch mit Dr. Fritz Plattensteiner zusammen, einem jüngeren Mit-

gliede des Instituts für Geschichtsforschung; er war ein gewandter Fechter; manche Klinge zerschlug ich im Kampfe mit ihm.

Fleißig besuchte ich das Dianabad, um mich im Schwimmen und Tauchen zu vervollkommen. Ich war stolz darauf, Teller vom Boden des Wasserbeckens heraufzuholen und unter den Stiegen hindurchschwimmen zu können.

Der Sage nach wird die Erfindung des Schlittschuhes den Göttern zugeschrieben. Vermag nicht der Eislauf mit göttlichem Hochgefühl zu erfüllen? Wie herrlich, auf glatter Fläche dahinzuschweben und weithin auszugreifen, ringsum eine Landschaft, leuchtend im Sonnenflimmer! So zog es mich im Winter zum Eislaufplatz im Augarten hin, der auch abends in der Lichtfülle der Bogenlampen einen prächtigen Anblick bot. Welchen Schwung brachten in den Eislauf die Klänge einer Musikkapelle! Es fiel mir eine Gesellschaft von jungen Leuten auf, die sich oft zu heiterer Unterhaltung auf dem Eise zusammenfand. Der Platz im Augarten war weitläufig genug, um Gesellschaftsspiele und gelegentlich auch einen Jux größeren Maßes zu gestatten. Ich hörte, wie die Gesellschaft sich gegenseitig mit Spitznamen bedachte. So galt ein junges Mädchen, die Tochter des Realschuldirektors Trampler, die sich durch anmutige Erscheinung und graziöse Bewegung hervorhob, als „Eiskönigin“. Mein Kollege Dr. Huffnagl, welcher der Gesellschaft angehörte, hieß die „Eisbrille“. Bei einem Eiskostümfest erschien er als Mesner im Chorrock und mit Klingelbeutel. Mit Hallo empfangen und von Gelächter begleitet, machte er die Runde, als die Polizei einschritt und den Mesner konfiszierte. Huffnagl, an lustigen Einfällen nie verlegen, formte nun das Chorhemd zu einer Zipfelmütze, entlieh sich eine Handlaterne und stellte sich als Nachtwächter vor. Durch meinen Kollegen wurde ich mit der Gesellschaft bekannt. Am 17. März 1901 verlobte ich mich mit Cornelia Trampler („Eiskönigin“), am 31. Oktober führte ich sie in der Hauskapelle der Brigittener Realschule zum Altar. Unsere Hochzeitsreise führte nach dem Süden, nach Görz, Triest, Venedig, Verona, Riva, Bozen, Meran, Innsbruck und Salzburg. Da uns 17 Tage zur Verfügung standen, hatten wir Muße, tiefe Eindrücke von der Adria und von Südtirol aufzunehmen, die uns auch in der Folge dahin zurückriefen.

Als wir in Wien eintrafen, fanden wir unser Heim wohlein gerichtet vor. Es befand sich in Unter-Döbling, Paradisgasse 12. In diesem Hause kam unser Sohn Gunter am 15. Oktober 1902 zur Welt. Unter-Döbling hatte damals noch einen stark ländlichen Charakter. Die niederen Häuser der Weinhauer wogen vor. Der Garten hinter unserem Wohnhause ging in die Weingärten auf dem Hungerberge über. Noch führte die Pferdebahn vom Schottentor aus nur bis zum Kasino Zögernitz in Ober-Döbling. Erst 1902 und 1903 wur-

den die elektrischen Linien zur Hohen Warte, nach Sievering und Grinzing gebaut. So wurde mir das Fahrrad auch zu einem unentbehrlichen Verkehrsmittel, denn mein Amt lag in der Herrengasse Nr. 11.

Das „K. K. Archiv für Niederösterreich“ war erst 1893 fachmännisch organisiert worden; es war als staatliches Archiv für ganz Niederösterreich gedacht und in den Kellerräumen des Statthaltereigebäudes untergebracht, die durch ein eigenes technisches Verfahren getrocknet worden waren. Es sind durchwegs gewölbte Räume; der Fußboden liegt im Mittel 3,15 m unter dem Straßenniveau; die Zufuhr von Luft und natürlichem Licht erfolgt durch Kellerfenster mit einer lichten Weite von etwas mehr als 1 m². Für eine ausgiebige künstliche Beleuchtung war gesorgt. Die Archivalien waren in Kartons verwahrt. Kein glückliches Geschick hatte über den älteren Aktenbeständen der niederösterreichischen Regierungsstelle gewaltet. Es gab bei dieser Behörde niemals ein Archiv, sondern nur eine alte Registratur. Die älteren Bestände gingen durch Ausscheidung oder Vermoderung verloren, soweit sie nicht an andere Wiener Archive abgegeben wurden. Zum Archivar war Dr. Albert Starzer bestellt worden, seit 1899 Archivdirektor 2. Klasse. Er war ein tüchtiger, rühriger Fachmann, der mit Geschick und Erfolg bestrebt war, das Archiv bestimmungsgemäß auszugestalten. Er erschöpfte sich nicht im Verwaltungsdienste, sondern leistete auch wissenschaftlich nützliche Arbeiten. Zuteil waren Starzer seit 1893 in rascher Aufeinanderfolge Dr. Karl Giannoni, Dr. Friedrich Dörnhöffer, Franz Staub und August Schestag. Alle verabschiedeten sich, sobald sich eine ihnen zusagendere Dienststelle bot. Als ich im April 1898 an die Stelle Staubs in das Archiv kam, war es noch im Zustande der Vorordnung begriffen. Immerhin machte die durchwegs gleichmäßige Einrichtung mit Stellagen und Kartons einen guten Eindruck. Man fühlte das Archiv von einem guten Geiste durchweht, ein Geist, der von der verständnisvollen Förderung durch den Statthalter Erich Graf Kielmansegg ausging. Da ich nur übersichtliche Verzeichnisse vorfand, mußte ich, um mich im einzelnen zu unterrichten, Karton für Karton vornehmen. Ich tat dies aus eigenem Antrieb; lag doch etwas ungemein Reizvolles darin, in die Geheimnisse des Archivs einzudringen; freilich mußte ich gar bald erkennen, daß es für Forschungen größeren Umfanges zu wenig bot, daß ein Heranziehen fremder Archive nötig war. Immerhin war durch meine dienstliche Stellung in sachlicher Hinsicht mein wissenschaftliches Arbeitsfeld gegeben: Landes- und Heimatgeschichte Niederösterreichs und Geschichte Wiens. So kam ich in Fühlung mit dem Verein für Landeskunde von Niederösterreich und mit dem Altertumsverein der Stadt Wien, in denen außer Starzer die Archi-

vare des niederösterreichischen Landesarchivs, Dr. Anton Mayer und Dr. Max Vancsa, sowie der Haus-, Hof- und Staatsarchivar Dr. Josef Lampl hervorragend tätig waren. Meine Arbeiten erschienen in den Veröffentlichungen dieser Vereine. Der Statthalter Graf Kielmassing nahm an meiner Tätigkeit freundlichen Anteil; wiederholt erschien er bei meinen Vorträgen im Verein für Landeskunde.

Als Schestag 1899 aus dem Archive schied, wurde er durch Dr. Karl Hönel ersetzt. Auch er zog schon 1904 in das Haus-, Hof- und Staatsarchiv ab. Was war die Ursache dieser Unstetigkeit? Der Dienst in den Archivkatakomben wirkte niederdrückend. Der lebensfrohe Schestag hatte nächst seinem Arbeitstisch eine Leiter an das Kellerfenster gelehnt, durch das er von Zeit zu Zeit etwas von dem auf der Straße vorbeiflutenden Leben erhaschen konnte. Dazu kam, daß infolge der in regeren Fluß gekommenen Ausgestaltung des österreichischen Archivwesens in den Personalständen eine Anhäufung ziemlich gleichaltriger Beamter sich ergeben hatte, wodurch für die meisten die Vorrückungsaussichten beeinträchtigt wurden. Die Archivbeamten der dem Ministerium des Innern unterstehenden Archive bildeten einen gemeinsamen Personalstand. Sosehr die Organisierung eines neuen Archivs in einem der österreichischen Länder begrüßt wurde, so trachtete man doch, die hiebei sich ergebende Gefahr eines Einschubes zu vermeiden. Um 1900 war die Organisierung von staatlichen Archiven in Dalmatien und in der Steiermark in Schweben. Ich hielt es für möglich, daß ich für eine dieser Stellen in Betracht käme. Im Dezember 1904 machte ich eine Reise nach Dalmatien, die mich über Zara und Ragusa bis nach Cattaro führte. Sosehr mich der Reichtum der Adria-Ostküste an geschichtlichen Denkmälern aller Art, der Reichtum an eigenartigen, fesselnden Naturschönheiten in seinen Bann zog, so mußte ich doch erkennen, daß ich mich vorerst durch Erweiterung meiner Sprachkenntnisse befähigen mußte, um in Dalmatien als Archivar und Geschichtsforscher ersprießlich wirken zu können. Mittlerweile war die steirische Archivsache spruchreif geworden. Um die Leitung des Grazer Archivs bewarb sich der Adjunkt des Steiermärkischen Landesarchivs Dr. Anton Kapper, der vor Dr. Franz Wilhelm, damals im Archive des Ministeriums des Innern tätig, eingeschoben werden sollte, sofern nicht Wilhelm nach Graz ginge. Wilhelm, der in Wien als Verwalter mehrerer Adelsarchive private Nebeneinkünfte bezog, legte mir nahe, an seiner Stelle nach Graz zu gehen. So wurde ich mit Dekret des Ministers des Innern vom 9. Februar 1906, Z. 1036 M. L., „zum Leiter des Archivs bei der Statthalterei in Graz“ ernannt.

Schwer fiel meiner Frau und mir der Abschied von unserer Heimat Wien. Wie viele liebe Erinnerungen verbanden uns doch mit den Stätten unserer Jugend, mit unseren Wanderungen in den Wiener-

wald! Wir brauchten einige Zeit bis zur Unbefangenheit, die Vorzüge unserer Wahlheimat zu würdigen. Unsere Wohnung lag am Rande der Gartenstadt Graz, am Fuße des Rosenberges, unweit des Hilmteiches, inmitten von Grünanlagen. Wie bequem war gleichwohl mein Amt im Mittel der Altstadt zu erreichen! Wie bequem konnten die Einkäufe besorgt werden! Wie leicht und rasch war der Höhenweg zur Platte zu besteigen, mit dem herrlichen Ausblick in das steirische Oberland!

Das staatliche Archiv in Graz war seit dem Sommer 1905 im alten Universitätsgebäude untergebracht, einem Bau aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, der von der Universität verlassen worden war, als sie 1895 in ihr neues Heim im Hilmteichviertel übersiedelte. Den Kern des Archivs bilden Aktenbestände des ehemaligen innerösterreichischen Staates, der das Gebiet vom Semmering bis zur Adria umfaßte. Ungeachtet mancher Verluste ist das Archiv eine Fundgrube für Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, für Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Ein reiches Arbeitsfeld bot sich mir dar, das ich noch in weitem Umfange unbearbeitet vorfand. Hoffnungsfroh setzte im März 1906 meine Tätigkeit ein. Meine Bestellung zum staatlichen Archivar in Steiermark war vom Ministerium des Innern gegen den Vorschlag des Statthalters von Steiermark, Manfred Grafen Clary, erfolgt, der für den Adjunkten des Steiermärkischen Landesarchivs Dr. Anton Kapper eingetreten war. Da ich der Steiermärkischen Statthalterei dienstlich unterstellt war, ergab sich in der Folge eine Kette unerfreulicher Schwierigkeiten sachlicher und persönlicher Art. Wäre dem Grazer staatlichen Archive eine verständnisvolle Fürsorge in gleicher Art erwiesen worden, wie sie Statthalter Graf Kielmansegg dem Archive für Niederösterreich bekundet hat, hätte es sich weit rascher und vollkommener entwickeln können. In welcher Weise ich der mir gestellten Aufgabe nachgekommen bin, hierüber habe ich 1928 in der „Archivalischen Zeitschrift“, 3. Folge, IV. Band, herausgegeben vom Bayrischen Hauptstaatsarchiv in München, ausführlich berichtet.

Als 1912 Graf Clary den Neubau eines Amtshauses der Statthalterei beantragte, sollte hiebei auch das Archiv einbezogen werden. Ich unternahm eine Studienreise in das Deutsche Reich, waren doch in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen deutschen Ländern für Archive Neubauten errichtet worden. Ich besuchte die Archive in Bamberg, Karlsruhe, Speyer, Straßburg, Basel und Zürich und legte über das Reiseergebnis einen Bericht vor. Aus finanziellen Gründen kam der Plan über Vorarbeiten nicht hinaus.

Die Aufbauarbeit und Forschungstätigkeit wurde unterbrochen durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Am 16. August 1914 erhielt ich vom Ministerium des Innern den Auftrag, mich ohne

Verzug nach Ragusa zu begeben, um die zur Sicherung des Staatsarchivs erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Am gleichen Tage hatte das Seegefecht bei Otranto stattgefunden, und es war die Gefahr einer Landung der französischen Flotte im Hafen von Gravosa vorhanden, nicht minder die eines Vorstoßes der Montenegriner auf Ragusa. Noch in der Nacht vom 16. auf den 17. August fuhr ich ab. Da der Seeweg mit Rücksicht auf die Minengefahr bereits eingestellt worden war, erübrigte nur der Landweg über Bosnisch-Brod, Sarajevo, Mostar. Mit großen Hemmungen und unter mannigfachen Abenteuern kam ich nach einer Fahrt von fünf Tagen und sechs Nächten in Ragusa an. Es war ein herrlich schöner Morgen. Im Hotel „Imperial“, einer luxuriösen Anlage voll südlicher Pracht, war ich der einzige Gast. Mein erster Gang galt dem Palatium regiminis, dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Regierungspalast, in dem die Bezirkshauptmannschaft untergebracht war. Zu den Amtskanzleien durchschritt ich eine weite Halle, in der Frauen und Mädchen aus der Ragusaner Gesellschaft emsig Soldatenwäsche nähten. Nur zwischen Tür und Angel konnte ich einige Worte mit dem Bezirkshauptmann sprechen, der mich in das im Erdgeschoß befindliche Archiv geleiten ließ. Es war ohne Wartung, da der Archivar Dr. Kovacs — er hat 1917 in Italien den Heldentod gefunden — bei Kriegsbeginn einberufen worden war. In Schaukästen lagen kostbare frühmittelalterliche Urkunden, schmuckvolle Handschriften und eine seltene Stücke enthaltende Münzensammlung. In den Stellagen standen dichtgereiht Schweinslederbände und Aktenfaszikel. Auf Grund eines Inventars und unter Mithilfe des orts- und sachkundigen Domherrn Liclopoli wurde das wertvollste Material in fünf riesigen Kisten verpackt, die noch in der folgenden Nacht zunächst nach Mostar und von da nach Graz wanderten. Wenige Wochen später, als die Entspannung des Verkehrs es zuließ, folgte das übrige Archiv in 79 Kisten nach, und nun ruhte das Staatsarchiv von Ragusa unter der gastlichen Obhut des Grazer Staatsarchivs durch mehr als fünf Jahre, bis es 1920 als Bergegut, auf das die Republik Österreich keinen Anspruch erheben konnte, an Jugoslawien ausgefolgt wurde. Für die Geschichte der Balkanländer, für die Kulturgeschichte der Südslawen, für die Wirtschaftsgeschichte des Orients ist das Archiv der ehemaligen Handelsrepublik Ragusa, die vom frühen Mittelalter bis 1806 bestand, ungemein aufschlußreich.

Noch im Herbst 1914 wurde ich als „Leutnant außer Dienst“ zum Heere einberufen. Ich wurde als Adjutant dem General der Infanterie Rudolf v. Chavanne zugeteilt*, der, schon im Ruhestand befindlich, mit der „obersten Leitung“ der Aufstellung von Freiwill-

* Damals waltete im Personalreferate des Militärkommandos Graz Dr. Ferdinand Bilger als Oberleutnant a. D.

ligenformationen im Bereiche des 3. Korpskommandos betraut war. Nach dem Vorbilde des Tiroler Standschützenwesens sollte auch in den übrigen Alpenländern eine gleichartige Organisation geschaffen werden. In glänzender Weise gelang dies in Kärnten, mit gutem Erfolge in der Steiermark, bescheidener in den südlichen Ländern. Es waren überwiegend deutschnationale Kreise der Bevölkerung, in denen der Aufruf zu freiwilligem Waffendienste Anklang fand. Als Italien im Mai 1915 den Krieg erklärte, wurden die Freiwilligenformationen aktiviert: auf steirischem Boden je ein Truppenkörper in Graz und in Marburg. Obwohl ich als Offizier „außer Dienst“ für Truppendienst nicht bestimmt war, übernahm ich die Führung einer Kompagnie der Steirer Freiwilligen Schützen in Graz. Es ergab sich eine Zweiteilung: Die Ersatzkörper in Graz und in Marburg besorgten die militärische Ausbildung sowie Sicherungsdienst im weiteren Kriegsgebiet; von Zeit zu Zeit wurden Marschkompagnien für den Frontdienst ausgebildet. Die erste Marschkompagnie ging am 25. Juli 1915 unter Führung des Leutnants i. d. R. Hans Eckrieder von Graz ab. Anfang Oktober 1915 erhielten die Freiwilligen Steirerschützen an der Kärntner Front die Feuer-taufe. Bis Mitte April 1916 leistete ich in Graz Truppendienst, wurde hierauf dem Heeresgruppenkommando Südwest in Bozen-Gries zugeteilt und mit der Verwaltung von Magazinen für Heeresaus-rüstung und Beutematerial betraut (Sigmundskron bei Bozen; kurze Zeit in Innsbruck und in Trient). Da dieser Dienst nur mit behelfs-mäßigen Einrichtungen zu erledigen war, belastete er oft mit schwe-erer Verantwortung. Dazu kam, daß aus dem bunten Völkergemisch der alten Monarchie nur wenig brauchbares Personal zu holen war. Wie oft bot nur die Findigkeit und das Geschick eines deutschen Arbeiters einen Ausweg aus einer unlösbar scheinenden Lage. Ich meldete mich im Frühjahr 1918 zum Frontdienst. So kam ich wieder zu den Freiwilligen Steirerschützen, die damals in der Stärke eines Bataillons unter der Führung des Hauptmanns Karl Gressl auf dem Monte Cimone eingesetzt waren. Der Monte Cimone, der Hoch-fläche von Vieltgereut nach Süden gegen Arsiero vorgelagert, war ein heißumstrittener, überreichlich mit Blut getränkter Boden. Seit der Sprengung des Cimonegipfels im September 1916 ragte die österreichische Stellung keilförmig in die italienische hinein. Über vier Monate harrten hier die Steirerschützen opfermutig aus; hier erlitten sie die schwersten Verluste.

Ich übernehme am 14. Mai 1918 das Kommando der 3. Kom-pagnie, welche die Sektion 60 des Abschnittes Cimone-Süd besetzt hält*. Es gibt ein freudiges Wiedersehen, kenne ich doch viele der

* Die folgende Schilderung nach gleichzeitigen Aufzeichnungen.

jungen Leute von ihrer Ausbildung in Graz her. Freilich, die übermütigen Buben, die damals in Begeisterung und wohl auch in Abenteuerlust freiwillig zu den Waffen geeilt sind, sind sie nicht mehr! Gereifter sind sie geworden, sonnverbrannt, aber blaß, noch immer keck und biegsam in der Haltung — liegt aber nicht ein müder Schimmer in ihren Augen? Kann es wohl anders sein? In den lichtlosen Kavernen dumpfe, moderige Luft, die dem Ungeziefer und den Ratten besser zu bekommen scheint als den jungen Leuten, deren Liegestätten Hängematten bilden. Denn aus dem Erdboden dringt reichlich Wasser hervor, mit Leichengift infiziert. Daher Mangel an Trink- und Nutzwasser, das unter großen Schwierigkeiten aus weiter Ferne beschafft werden muß. Und so drängt es die Höhlenbewohner auch außer dem Dienste ans Sonnenlicht, trotz Tod und Verderben, das hier droht. Die feindlichen Batterien auf den Höhen rings um den Monte Cimone sind gut eingeschossen auf unsere Stellungen, und sie senden uns fast ohne Unterbrechung todbringende Grüße, von denen so mancher Schütze ereilt wird. Immer wieder schwere und gefährvolle Wiederherstellungsarbeiten an den Gräben, Deckungen und Fernsprechleitungen! Und die Kost? Ein Höllenfraß, der nur mühsam hinuntergewürgt werden kann. Ein wahres Netz von Widerwärtigkeiten! Dazu das entnervende Bewußtsein, sich ihrer nicht wirksam erwehren zu können. In diesem stillen Opfertum entsagungsvoller Pflicht sind meine jungen Freunde zu Männern, zu Helden herangereift.

Pfingstsonntag! Ein wundervoller Maientag. Statt Orgelton und Glockenklang das Dröhnen feindlichen Geschützfeuers. Dichtgedrängt vor dem Eingange in die Kaverne dehnen und strecken sich mit Behagen junge Körper im Lichte und in der Wärme der Sonne. Jugendliche Lebensfreude regt sich, gedämpft klingt Lachen und Scherzen auf. Leise sprechen sie davon, daß bald ein neuer Vorstoß erfolgen soll. Erinnerungen tauchen auf an den Vormarsch in die italienische Ebene, Erinnerungen an befreiende Bewegung zu Erfolg und zu vollen Schüsseln. Kann es da der Sonne schwerfallen, zu Lachen und zu Scherzen anzuregen?

Von einem Auslug können wir über das zerschossene Arsiero hinaus in die Fluren Venetiens blicken. Ein Silberband glitzert uns entgegen. Wann wohl werden wir es erreichen?

Am 3. Juni werden durch den Abschnittskommandanten und den Brigadier die Stellungen besichtigt zur Vorbereitung eines Angriffsplanes. Dieser wird am 7. Juni den Kompagniekommandanten durch den Bataillonsführer bekanntgegeben. Während der Besprechung schlägt eine Fünfzehnergranate knapp vor der Hütte ein, die Fenster fallen klirrend auf den Tisch, von der Höhe des hinter der Hütte zur Stellung führenden Weges fliegen zwei zerfetzte Körper,

der Sanitätsleutnant Burgmüller und der Zugsführer Zischegg, der noch am Abend vorher verschiedene Gruppenaufnahmen meiner Kompagnie gemacht hat. In den beiden nächsten Nächten werden die 2. und 3. Kompagnie von Abteilungen des Sturmbataillons der Kaiserjäger 4 abgelöst. Beide Kompagnien rücken unter meiner Führung als Reserve über den Venapaß nach Secunda posta auf der Hochfläche von Vielgereut, wo im Sommer 1916 heftige Kämpfe stattfanden. Noch sind die alten italienischen Stellungsbauten zu sehen. Zahlreiche Grabzeichen machen die Ruhestätten der Gefallenen kenntlich. Auf den grünen Almen der Hochfläche wird ein Freilager aufgeschlagen. Fünf Rasttage. Da sich in Secunda posta die Stabsabteilung des Bataillons befindet, konzertiert die Bataillonsmusik mittags und abends. Die Stimmung hebt sich. Bis in die Abendstunden tollten und sangen die Jungen um die hellodernden Lagerfeuer. Bald soll es wieder vorwärts gehen in das Märchenland, wo nicht nur Zitronen blühen!

In der Nacht zum 16. Juli werden die beiden Kompagnien nach Casa Lena verlegt. Wir rücken in die Zone des feindlichen Artilleriefeuers vor. Während des Marsches sind wir Zeugen eines mächtigen Artilleriekampfes, der jenseits des Asticotales stattfindet. Im Dunkel der Nacht zuckt schier endlos riesenhafter Feuerschein auf, vom dumpfen Dröhnen der Geschütze begleitet. An den folgenden Tagen zieht die zahlreiche österreichische Artillerie, die zwischen Casa Lena und dem Venapaß postiert ist, darunter drei Dreißiger, eilends ab; es heißt zur Unterstützung des ins Stocken geratenen Angriffs auf der Hochfläche der Siebengemeinden. „Wohin?“ rufe ich einen Artillerieleutnant an. „Von einer Sch . . . gasse in die andere!“ antwortet er wütend.

Am 20. Juni mittags erhalte ich den Befehl, unter dem Schutze der kommenden Nacht mit beiden Kompagnien wieder in die alten Stellungen einzurücken. Da nachmittags dichter Nebel einfällt, setzen wir uns schon vorher in Bewegung. Ein trüber Tag, noch trüber die Stimmung. Wir schleichen dahin mit gesenkten Köpfen. Ein Licht ist in uns erloschen, das Licht der Hoffnung, der Glaube an die Zukunft. Vor Campana begegnen uns schon die Kaiserjäger, die wir ablösen sollen. Von einer schweren Sorge befreit, begrüßt uns der Bataillonskommandant bei unserer Ankunft. Meine Kompagnie übernimmt nunmehr die Sektion 59, die „Vorpostenstellung“, deren Unterkünfte sich in einem unterirdischen Stollen befinden. Die Feldwagen, an künstlich hergerichteten Felshängen aufgestellt, sind mit dem Hauptstollen fast durchwegs durch unterirdische Gänge verbunden. Die Stellung ist vielfach mit Artillerie- und Nahkampfmitelabteilungen durchsetzt. Große Mengen an Munition sind ange-

häuft. Wir finden die Laufgräben arg zerstört vor, den Stollen durch Regengüsse unter Wasser gesetzt. Schwere Arbeit steht uns bevor.

Am 23. Juni nachmittags schlägt ein feindliches Geschoß in einige Kisten mit 22er-Minen ein, die in der Stellung verwahrt sind. Furchtbare Explosion, durch die ein Trichter von großem Ausmaß gebildet wird. Die in der Nähe befindlichen Mannschaften werden verschüttet, einige schwer verletzt. Ich stehe eben vor dem Stolleneingange, als ein Haufen Geröll mir über den Kopf fährt und ein schweres Eisenstück knapp neben mir einschlägt. Ein wenig betäubt, weiche ich in den Stollen zurück. Die Türe zu meiner Bude, die ich vordem geschlossen habe, steht offen und läßt sich nicht schließen, da die Türbalken sich gesenkt haben. Bald darauf schlägt eine 36er-Mine, vom Cengio her abgeschossen, in die Küchen des Bataillons ein: zehn Tote, achtzehn Schwerverletzte. Am nächsten Morgen, ungefähr vier Uhr, steigen Propagandaraketen vom Cavivio auf. Durch ein Sprachrohr wird den Feldwachen zugerufen: „Wo sind die italienischen Gefangenen? Die österreich-ungarische Armee ist auf der Flucht über den Piave, verfolgt von italienischer Kavallerie und Radfahrern. Habt ihr Brot? Ihr werdet hungern müssen! Auf Wiedersehen!“ Da sich die Stellungen der Italiener nur einige hundert Schritte entfernt befinden, werden auch Rufe gehört: „Evviva Italia! Abbasso Austria! Porci Austriaci!“ Abends kreist niedrig ein italienischer Flieger; er wirft Flugzettel ab über den angeblichen Rückzug der Österreicher über den Piave.

Niederdrückend wirkt die Bestätigung des Rückzuges durch den österreichischen Pressebericht vom 25. Juni. Dazu die schweren Stellungsarbeiten und die äußerst ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse. Häufig stellen sich Darmerkrankungen mit Fieberzuständen ein. Da flattert verstoßen eine Nachricht auf: „Baldige Ablösung, Retablierung im Etappengebiet!“

In der Nacht vom 26. zum 27. Juni entwickeln die Italiener vom Cavivio aus Propagandatätigkeit. Durch ein Sprachrohr wird den Feldwachen drei und vier zugerufen: „Denkt an Vater und Mutter, die im Hinterlande Not leiden! Macht dem Jammer ein Ende! Kommt herüber, hier ist alles in Fülle vorhanden!“ An der Aussprache ist zu erkennen, daß der Rufer ein Tscheche sei. Auf einen tschechischen Zuruf von unserer Seite antwortet er tschechisch: er sei aus Königgrätz, es seien viele Tschechen in der Stellung am Cavivio. Wir hören, wie eine Gruppe sich ansammelt, die „Hej Slovane“ singt. Während dieser Szene schleicht sich eine feindliche Patrouille an die Feldwache fünf heran, die sie mit Handgranaten abwehrt.

29. Juni. In der Heimat wird Peter und Paul gefeiert. Unsere Gedanken fliegen ihr zu. Herrlich blau wölbt sich der Himmel über uns. Es ist nachmittag zwischen zwei und drei Uhr. Ich lehne beim

Stolleneingang, neben mir meine beiden Offiziere, der eine ist Lst.Lt. Alexander v. Friedrichsberg, der Grazer Turnerschaft angehörig. Einige Schritte von uns ein Maschinengewehr zur Abwehr feindlicher Flugzeuge, zwei Bedienungslleute kauern am Boden, Karten spielend; ein Dritter ausgestreckt, schreibend. Das feindliche Geschützfeuer wird lebhafter. Die Flugbahnen der Schrapnells gleiten zum Venapaß ab. Plötzlich ein furchtbarer Krach! Ich fühle einen furchtbaren Schlag auf den ganzen Rücken. Die Kappe fliegt mir vom Kopfe. Ich eile in meine Bude. Was ist mit mir geschehen? Ich lege Mantel und Bluse ab, beide sind vielfach durchlöchert, mit Metall- und Steinsplintern behaftet; das Hemd mit Blut getränkt. Auch am Hinterkopf merke ich Blutstropfen. Meine Leute verständigen das Bataillonskommando; nach einiger Zeit erscheint der Sanitätsoffizier des Bataillons; er untersucht mich, legt einen Verband um den ganzen Oberkörper, auch der Kopf wird eingehüllt. Sobald es dunkel würde, solle eine Sanitätspatrouille mich abholen. Das Abendessen kommt; noch esse ich mit Hunger. Ich lege mich auf die Liegestatt; ich werde matter. Ich rufe den dienstführenden Oberjäger Daum und den Rechnungsunteroffizier Fürntratt zu mir und gebe ihnen die nötigen Weisungen. Auch meine beiden Offiziere sind schwer verwundet worden. Ich lasse mir das Befehlsbuch vorlegen; ich nehme Abschied von meiner Kompagnie. Langsam schleicht die Dämmerung heran. Um die neunte Abendstunde holt mich der Sanitätsgefreite ab; da ich nicht mehr gehen kann, trägt er mich auf seinem Rücken durch den schmalen Laufgraben bis zu einem Fußwege. Auf einer Tragbahre gelange ich beim Bataillonskommando vorbei. Hauptmann Gressl und einige Offiziere drücken mir zum Abschied die Hand. Endlich ist die Straße erreicht, die auf den Venapaß führt. Ich werde auf einen Karren verladen, den ein Maultier zieht. Schon ist es Nacht geworden. Feindliche Scheinwerfer tasten die Straße ab. Sooft der Karren vom Lichtschein erfaßt wird, bleibt er stehen, um nicht entdeckt zu werden. Um Mitternacht erreichen wir den Gruppenverbandplatz. Ich erhalte eine Tetanuseinspritzung. Bleiern wird es mir im ganzen Körper. Ich werde in ein Sanitätsauto geladen. Mühsam pustet der abgebrauchte Kasten zur Paßhöhe empor, holpert in jeden der zahlreichen Trichter. Bald werde ich nach links, bald nach rechts gerissen. Bei jedem Ruck stoße ich mit dem Kopfe an die Wagentüre, so daß der Verband verschoben wird. Endlich hält der Wagen vor dem Feldspital in San Sebastiano. Schon dämmert der Morgen. Ich werde auf einen Strohsack gelegt, der von Ungeziefer wimmelt. Ich verfall in einen dumpfen Schlaf. Als ich erwache, ist es heller Morgen geworden. Ich werde in das Operationszimmer gebracht und auf einen Sessel gesetzt zum Haarschneiden. „Ich falle vom Sessel“, will ich sagen. Als ich wieder das Be-

wußtsein erlange, liege ich auf einem Tisch, in ein Leintuch gehüllt. Vom offenen Fenster fühle ich frische Luft. Neben mir der Chirurg mit dem Messer in der Hand. „Sie haben ein Riesenglück gehabt“, sagt er. „Ihr Rücken ist wie ein Sieb durchlöchert. Sie haben Splitterverletzungen am Rücken, am rechten Oberarm und am Kopfe.“ Im Laufe des Tages werde ich in das Feldspital nach Besanelto geführt, am 2. Juli in das Festungsspital Nr. 2 in Trient. Hier wird „an der Lunge rechts hinten unter der 8. Rippe eine Dämpfung und aufgehobenes Atmen“ sowie „Exudatum peuriticum“ festgestellt. Am 9. Juli setzt eine qualvolle Eisenbahnfahrt ein, am 12. Juli komme ich in Prag an und werde in das Reservespital 9 in Smichov gebracht. Auch hier wird die Lungendämpfung festgestellt sowie deutliche Reibegeräusche bei starkem Ein- und Ausatmen. Ich befinde mich in einem Zimmer mit sieben anderen, durchwegs jüngeren Offizieren. Wir vertragen uns gut. Doch wirkt die Beengtheit des Raumes nicht behaglich. Verpflegung und Reinlichkeit lassen zu wünschen übrig. In der ärztlichen Behandlung merkt man den Mangel an Heil- und Sicherungsmitteln. Ich bin froh, als ich nach einigen Wochen wieder beweglich werde und ausgehen kann. Mit Muße sehe ich mir die Stadt Prag an, die das eindrucksvolle Gepräge einer großen geschichtlichen Vergangenheit in einem wirkungsvollen Landschaftsrahmen aufweist. Aber auch das Leben der Gegenwart erregt meine starke Aufmerksamkeit. Da und dort sieht und hört man etwas, das wie ein Vorzeichen zu einem Sturme klingt. Vor allem die Art, in der die Tageszeitungen von den Schlachten in Frankreich berichten. Unverhüllte Schadenfreude! Unverhüllt die Erwartung des Umsturzes! Am 25. August werde ich auf mein Betreiben aus dem Spital entlassen und dem Ersatzkörper übergeben „als nicht mehr spitalsbedürftig“.

(Am 30. März 1936 gab Univ.-Prof. Dr. Anton Leb in Graz folgenden Röntgenbefund: „Auf das untere Lungenfeld projizieren sich mehrere Metallsplitter. Die kleineren liegen in der hinteren Thoraxwand und in den Weichteilen des rechten Oberarmes. Der bohnen-große Metallsplitter liegt intrapulmonal im rechten Lungenunterlappen.“)

Beim Ersatzkörper in Graz blieb ich nur kurze Zeit. Immerhin konnte ich mich einige Tage meiner Frau und meinem Buben widmen. Schmerzlichst berührte es mich, daß ich sie hungern sehen mußte. Einige Sommerwochen hatten sie in Esternberg (Oberösterreich) bei Verwandten verbracht, doch wenig Erholung und Kräftigung gefunden. In der ersten Septemberwoche fuhr ich nach Südtirol. Die Steirerschützen waren Ende Juli 1918 zur Erholung nach Laatsch bei Mals geschickt worden. Anfang September wurden sie neuerlich zum Frontdienst herangezogen, im Kampfabschnitte Ortler—

Königsspitze; es waren dies die höchstgelegenen Stellungen des Weltkrieges. Der Sitz des Abschnittskommandos war in St. Gertraud, vor Innersulden. Im Abschnitte waren auch zwei Bergführerkompagnien eingeteilt sowie eine Artillerieabteilung unter Hauptmann i. R. Dr. Heinrich v. Srbik, der als Universitätsprofessor in Graz seine Ferienzeit im Kriegsdienste verbrachte. Die Besatzung der Stellungen wurde von 14 zu 14 Tagen von der in St. Gertraud untergebrachten Mannschaft abgelöst.

Beim Dienstantritte in Sulden wurde ich militärärztlich untersucht: ich werde „frontdiensttauglich“ befunden. Ich schwieg zu diesem Befunde; ich wußte besser, wie es mit mir stand. Ich war entschlossen, durchzuhalten. Hauptmann Gressl, ein mit der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichneten Offizier, ein Mann mit einem Herzen voll Güte, gab mir als Abschnittskommandant drei Wochen Urlaub. So konnte ich doch wieder einige Zeit bei meinen Lieben verbringen.

Als ich Anfang Oktober nach Sulden zurückkehre, finde ich meine Kameraden schon im Banne der Nachrichten über die Entwicklung im Hinterland. Mit Wucht tritt die Frage der Zukunft an uns heran: „Unser altes Österreich in nationaler Umgestaltung, ja in Auflösung begriffen! Was sollen wir tun? Wie uns verhalten?“ Durch einen Zufall sind zwei tschechische Artillerieleutnants in unseren Abschnitt hineingestreut worden. Wir sind mit ihnen als Kriegskameraden gut ausgekommen. Ich befrage sie: „Kameraden, wie stellt ihr euch eure Zukunft vor?“ Der eine erwiderte: „Sehr einfach! Die Länder der böhmischen Krone werden zu einem Staatswesen gestaltet.“ „Werden die Sudetendeutschen sich dies gefallen lassen?“ „Warum nicht?? Sind nicht wir Tschechen durch Jahrhunderte in das Habsburgerreich eingepfercht gewesen?“ „Bedenke, Kamerad, daß das Habsburgerreich nun vor dem Zusammenbruche steht! Wird der Staat der böhmischen Krone nicht das gleiche Schicksal erfahren?“

Auch die Steirerschützen stecken eifrig die Köpfe zusammen. Durch Jahrhunderte sind die Steirer an der Grenze des Deutschen Reiches nach dem Südosten auf Wache und im Kampfe gestanden. Stark ist so in ihr Bewußtsein eingepägt das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Volke: Läßt sich das österreichische Staatswesen, das ein Teilgebilde der deutschen Geschichte ist, nicht aufrechterhalten, dann fallen die Grenzpfähle zum Deutschen Reiche. Mitte Oktober verabschiedet sich Hauptmann v. Srbik; bürgerliche Berufspflicht ruft ihn ab. In seinen Abschiedsworten wendet er sich im besonderen an die Steirerschützen: „Meine jungen Kameraden aus dem Alpenland! Die Eindrücke, die ich bei euch erfahren habe, bieten mir einen Lichtblick für die Frage der Zukunft. In jugendlicher

Begeisterung seid ihr freiwillig zum Schutze der Heimat zu den Waffen geeilt. Mit Einsatz eures Lebens habt ihr für eure Heimat gekämpft, hiemit für euer Volkstum, für euer Volk. Wie die Jugend denkt und fühlt, dies wird gewiß bedeutungsvoll für die Entwicklung der Zukunft sein!"

Bald darauf beziehe ich mit meiner Kompagnie die Stellung auf dem Königsjoch und der Königsspitze (3859 m). Schon ist der Hochgebirgswinter mit all seinen Schrecken und Gefahren eingezogen. Schon Anfang Oktober hat eine Kälte von 20 Grad und darüber eingesetzt. Die Stellungen sind mit Maschinengewehren und Geschützen versehen, jedoch sehr schlecht ausgebaut. Die Seilbahnen sind sehr stark abgenützt. Von der Schaubachhütte an geben uns Bergführer das Geleite. Mit welcher Gewandtheit bewegen sie sich auf den Skiern! Wie rasch gewinnen sie auf den Bretteln einen gewaltigen Vorsprung vor uns, um bald in sausender Talfahrt wieder bei uns aufzutauchen. Hart fällt mir der Aufstieg, doch ich komme mit. Der Dienst im ewigen Eise ist aufreibend, kaum erträglich, um so mehr, als Verpflegung und Ausrüstung immer unzureichender werden. Viele Kameraden erleiden Erfrierungen oft schweren Grades. Erbarmungslos wütet die Grippe, selbst in den Höhen über 3000 m. Mühselig werden die Erkrankten zu Tal geschleppt. Bedenklich lichten sich die Reihen der Schützen.

Mitunter kommen schöne Tage vor. In überwältigender Pracht und Größe erschließt sich uns eine von Sonnenflimmer erfüllte Hochgebirgswelt, eine Sicht über eine schier endlose Reihe von glitzernden Gipfeln und Graten. Doch kaum ist die Sonne untergegangen, setzt ein wütender Orkan ein, alle Höllengeister scheinen entfesselt zu sein und sich auszutoben. Dann drängt sich alles, mit Kälteschutzmitteln mannigfachster, jedoch meist recht kümmerlicher Art ange- tan, auf den Holzpritschen in den Unterständen enge zusammen, sich geborgen fühlend in enger Schicksalsgemeinschaft. So vermag die flackernde Lebensflamme wieder stärker aufzulohen, den jungen Kehlen entringt sich ein Lied, gedämpft aber innig: „ . . . da denk ich an mein fernes Lieb, ob's mir auch hold und treu verblieb.“

Am 27. Oktober hören wir von Süden her einen lang anhaltenden, heftigen Geschützkampf. Am 30. Oktober wird das Manifest an Armee und Flotte verlautbart, das zum Ausharren mahnt und von einem baldigen Frieden spricht. Am 3. November, 5 Uhr früh, schlägt ein Ruf, ein Wort in alle Unterstände, in alle Kavernen ein: „Waffenstillstand!“ Mittags langt der Befehl ein, die Stellungen sofort zu räumen und über den Reschenscheideckpaß zurückzugehen.

Am 20. November 1918 rüste ich in Graz ab. Durch mehr als vier Jahre hatte ich Kriegsdienste geleistet; ich war zum Oberleutnant a. D., zum Hauptmann a. D. befördert worden; ich hatte eine

Reihe von Kriegsauszeichnungen erworben. Fein säuberlich packte ich sie in eine Schachtel ein und steckte sie in irgendeinen Winkel. Wohin ich blicke, blicke ich in einen Trümmerhaufen, aus dem bitterste Verzweiflung lugt. Kann es noch schlimmer werden? — Für mich wird es noch schlimmer.

Mein Sohn Gunter war im Oktober 1918 an der damals epidemisch auftretenden Grippe schwer erkrankt. Infolge der ungenügenden Ernährung machte die Heilung nur langsam Fortschritte; er vermochte nicht zu Kräften zu kommen. Im März 1920 wurde er neuerlich von Grippe schlimmster Art befallen. Am 16. März erlosch sein junges Leben. — Er war ein hochbegabter Junge. Seine körperliche und geistige Entwicklung ließ seine Zukunft verheißungsvoll erscheinen. Er war bis in die 7. Klasse des Realgymnasiums gelangt; sämtliche Zeugnisse wiesen den Vorzug auf. Mit Vorliebe und mit Geschick befaßte er sich mit chemischen Versuchen. Überaus fein entwickelt war sein musikalischer Sinn; er war ein ausgezeichnete Klavierspieler; sein Lieblingskomponist war Beethoven. Am 15. März, am Vortage seines Todes, brachte ein Mitschüler die letzte lateinische Schularbeit Gunters; sie war als vorzüglich bezeichnet. Ich zeigte sie ihm. Nie kann ich den unsagbar traurigen Blick vergessen, den er auf das Heft warf. Er hatte schon mit dem Leben abgeschlossen.

Der Tod Gunters war ein harter, kaum zu verwindender Schlag für mich. Noch härter für meine arme Frau. Sie zeigte sich äußerlich ruhig, schicksalsergeben. Doch ein dunkler Schatten hatte sich in ihre Seele gesenkt, der lange bange Jahre nicht aus ihr weichen wollte.

Meine Frau und ich sind begeisterte Freunde der Natur gewesen. Jeden freien Tag wanderten wir hinaus über Feld und Flur, durch die stille Waldeinsamkeit, zu lichtvollen Höhen. Unseren Urlaub verbrachten wir gerne an den Gestaden des Meeres oder eines Sees, nicht selten in der herben Schönheit des obersteirischen oder Tiroler Hochlandes. Auf unseren Wanderungen wurden wir frohgemut; was uns bedrückte, fiel von uns ab. Als unser Bub kräftig genug geworden war, wanderte er mit uns. Wie sicher überwand er die Steilpfade im Hochschwabgebiet und in den Gesäusebergen! Wie stimmungsvoll waren unsere Rastpausen, während deren wir uns aus den Schätzen des Rucksackes stärkten und die köstliche Labung mit manch heiterem Worte würzten! — Nun war durch ein grausames Geschick aus unserer trauten Gemeinschaft das junge Wesen gerissen, das uns über die uns gesetzten Lebensgrenzen fortzusetzen verhiess. Langsam verrann uns die Zeit; der Winter verging. Doch wieder stieg die Frühlingssonne auf; aus schwerer Erstarrung sproß neues Leben auf. Gottes erbarmungsvolle Hand

winkte uns! Wir nahmen unsere Wanderungen wieder auf. Der schöpferische Hauch, der die Natur durchdrang, berührte auch unsere Seelen und milderte unser schweres Leid.

Durch meinen Beruf wurde ich stark in Anspruch genommen. Durch den Zusammenbruch des alten Österreich erwachsen dem Archive gewaltige Anforderungen an Leistungsfähigkeit. Riesige Mengen von Aktenbeständen aufgelassener Behörden mußten übernommen und zu Auskünften bereit aufgestellt werden. Noch vor Ausbruch des Weltkrieges war, um die Benützbarkeit des Archivs für weite Kreise zu erleichtern, ein umfassendes Inventar ausgearbeitet worden, doch mußte der Druck während des Krieges mangels an Arbeitskräften eingestellt werden. Nach dem Zusammenbruche sollte der Satz aus finanziellen Gründen eingeschmolzen werden. Ich erhob hiegegen Einspruch und beschaffte die nötigen Geldmittel. So wurde der Druck beendet, das Inventar im öffentlichen Interesse ausgegeben.

Ungeachtet der beträchtlich gesteigerten Inanspruchnahme des Archivs schwebte über ihm wie über dem gesamten Beamtenstand des Rumpfstaaes Österreich durch viele Jahre das Gespenst des Abbaues. Die Eigenart meines Dienstverhältnisses brachte es mit sich, daß hiebei mit besonderer Hartnäckigkeit auf meine Person gezielt wurde. Mit 1. Oktober 1925 wurde in den Bundesländern der bundesstaatliche und der landschaftliche Verwaltungsapparat zusammengelegt und aus diesem Anlasse ein Teil der älteren Bundesbeamten abgebaut. Auch ich war in den Plan einbezogen, doch wies ich noch nicht das gesetzliche Alter auf. Am 16. Oktober 1925 fand ich in meinem Briefkasten ein anonymes Schreiben vor mit der Aufforderung, sofort um meine Pensionierung einzukommen, widrigenfalls ich gerichtlich belangt werde. Unverzüglich legte ich den Brief dem Landesamtsdirektor vor. „Sie nehmen also den Kampf auf?“ „Ich nehme ihn auf. Ungewöhnliche Verhältnisse erfordern ungewöhnliches Handeln.“ Ich habe mich durchgesetzt. Der Angriff bezog sich auf den durch mich bewirkten Druck des Archivinventars. Von der Gefahr des Abbaues blieb ich auch weiterhin bedroht, wenn auch in anderer Form; doch ich ließ es an mir nicht fehlen, dieser Gefahr wirksam zu begegnen.

Mit einem Schreiben vom 17. Oktober 1927 bekundete der Präsident der Akademie der Wissenschaften in Wien, Universitätsprofessor Dr. Oswald Redlich, der durch Jahrzehnte an der Spitze des österreichischen Archivwesens stand: „Hofrat Dr. Viktor Thiel ist einer der tüchtigsten und verdientesten Archivdirektoren in Österreich. Er hat das Landesregierungsarchiv in Graz, dessen Vorstand er seit mehr als 20 Jahren ist, in ausgezeichnete Weise verwaltet, hat die Ordnungsarbeiten durchgeführt und hat in zielbewußter und

erfolgreicher Weise dieses Archiv zum wahren Mittelpunkt staatlichen Archivwesens und Archivschutzes in der Steiermark gemacht. Thiel hat außerdem die reichen Schätze seines Archivs in zahlreichen und wertvollen historischen Arbeiten nutzbar gemacht, unter denen ich nur jene über die innerösterreichische Zentralverwaltung hervorheben will. Die großen Verdienste Thiels als Vorstand des Grazer Landesregierungsarchivs verdienen um so mehr Anerkennung, als gerade durch seine hingebende und unermüdliche Tätigkeit das Archiv ganz ungemein an Umfang, Inhalt und Bedeutung gehoben worden ist.“

Am 29. August 1927 hielt ich beim 19. Deutschen Archivtag in Speyer einen Vortrag: „Die gegenwärtige Lage des österreichischen Archivwesens.“ Ich schilderte die Schicksale, die das Problem der österreichischen Archivorganisation im Werdegang der österreichischen Verfassung nach 1918 erfahren hatte und zeigte die Ursachen dafür auf, daß die vordem in zäher Arbeit errungene gemeinsame Organisation wieder verlorengehen konnte. Ich wies auf die Notwendigkeit einer für das gesamte österreichische Archivwesen kompetenten Fachstelle hin. Es entspreche dies der vielhundertjährigen Schicksalsgemeinschaft der österreichischen Landschaften, die noch immer durch die gemeinsame historische Aufgabe verflochten erscheinen, die Südstadt des deutschen Volkstums, des deutschen Reiches, der deutschen Kultur und des deutschen Wirtschaftslebens zu bilden. Da das österreichische Staatsproblem von seinem Ursprunge bis zur Gegenwart nur einen Teilvorgang in der Geschichte des deutschen Volkes bilde, ergebe sich ein enger sachlicher Zusammenhang des österreichischen Archivwesens mit jenem im deutschen Reiche. Diesem Zusammenhange entspreche die seit jeher geübte harmonische Zusammenarbeit der deutschen und österreichischen Archivare bei den deutschen Archiventagen und in der Münchener Archivalischen Zeitschrift.

Am deutschen Archiventage in Speyer nahm auch der Direktor des Wiener Kriegsarchivs, Dr. e. h. Edmund Glaise v. Horstenau, durch einen Vortrag teil. Als österreichischer Soldat legte er im Dom zu Speyer am Grabe des deutschen Königs Rudolf von Habsburg einen Kranz nieder.

Über die Entwicklung, die das Steiermärkische Landesregierungsarchiv unter meiner Leitung seit dem Jahre 1906 genommen hat, verfaßte ich einen umfassenden und ausführlichen Bericht, den die Münchener Archivalische Zeitschrift, das Organ des altherwürdigen Bayrischen Hauptstaatsarchivs, im Jahrgange 1928 veröffentlichte. Ich hob hervor, daß mit dem Aufhören des Doppelgeleises in der Landesverwaltung das die Zweiteilung des Archivwesens verursachende Moment in Wegfall gekommen sei; die Entwicklung,

welche die Verwaltungsorganisation des Landes genommen habe, weise nunmehr den Weg zur Bildung eines Zentralarchivs für das Land Steiermark. Ich stellte schließlich die Voraussetzungen fest, welche die Schaffung eines Zentralarchivs erfordere. Die idealste Lösung wäre ein den archivtechnischen Anforderungen entsprechender moderner Neubau nach dem Vorbilde der Archivpaläste, die in den letzten Jahrzehnten für Archive in anderen deutschen Ländern errichtet worden seien, monumentale Zeugen des historischen Sinnes des deutschen Volkes.

Mit Neujahr 1929 wurde ich zum Generalstaatsarchivar ernannt, eine Beförderung, die vordem nur Beamten der Wiener Zentralarchive zuteil geworden war. Bald darauf befragte mich Generalstaatsarchivar Glaise-Horstenau, der damals als Obmann der Gewerkschaft der österreichischen Archivbeamten waltete, ob ich wisse, wem ich die Beförderung zu danken habe. Die Art der Frage ließ mich den Vermittler erkennen.

Mit Ende Februar 1932 wurde ich nach Erreichung des 60. Lebensjahres und nach Vollendung der 35jährigen Dienstzeit unter Verleihung einer Auszeichnung in den Ruhestand versetzt.

Auf Einladung des Senders Graz der Österreichischen Radioverkehrs-A. G. hatte ich im Herbst 1928 ehrenamtlich die Veranstaltung einer Vortragsreihe „Steiermark“ übernommen, die das Kultur- und Wirtschaftsleben des Landes in Vergangenheit und Gegenwart zum Gegenstande haben sollte. Zu den Vorträgen, die zwei- bis viermal in der Woche angesetzt wurden, brachte die Zeitschrift „Radio Wien“ einleitende Aufsätze mit reicher Bebilderung. Ich zog als Vortragender berufene Fachleute heran; ein weiter Hörerkreis, der sich über die Landesgrenzen hinaus erstreckte, nahm an der Vortragsreihe regen Anteil. Durch die Einrichtung heimatkundlicher Fahrten gestaltete ich das Unternehmen im Jahre 1932 aus, bei welchem unter fachmännischer Führung hervorragende Kunst- und Kulturstätten des Landes besucht wurden. Eine am 12. Juni 1932 unternommene Rundfahrt durch das obere Murtal mit der Rückkehr über die Stubalpe wurde mit einer Ehrung des heimischen Dichters Hans Kloepfer in Köflach verbunden. Ich erwirkte ferner die Aufführung von Bruckners IX. Symphonie in der Domkirche zu Graz unter Leitung Oswald Kabastas und unter Mitwirkung des Grazer Schubertbundes, sowie die Übertragung dieser Aufführung durch den Rundfunk am 18. April 1932, also zu einer Zeit, da der Rundfunk in ein Gotteshaus noch nicht leicht Einlaß gefunden hatte. Ich selbst betätigte mich im Rundfunk durch Vorträge auf dem Gebiete der Geschichte, insbesondere der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Schwierigkeiten erwuchsen mir hiebei in der Systemzeit. Ein Vortrag, „Österreich im Wandel eines Jahrtausends“, den

ich im Sommer 1933 vorlegte, wurde zurückgewiesen. Wiederholt wurden durch mich vermittelte Vorträge von politischer Seite bemängelt. Im Zeitraum 1928—1937 hielt ich 47 Vorträge im Rundfunk Wien, Graz und Stuttgart.

Zu Beginn des Jahres 1931 habilitierte ich mich an der Universität Graz für „Österreichische Geschichte“. Meiner archivalischen Tätigkeit entsprechend wählte ich für meine Vorlesungen vorwiegend Stoffe aus den geschichtlichen Hilfswissenschaften. Durch einige Semester erhielt ich einen Lehrauftrag für mittlere Wirtschaftsgeschichte an der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz. Im Juni 1937 wurde mir der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen. Nach dem Umbruche wurde ich als nichtbeamteter außerordentlicher Universitätsprofessor in den Stand der Reichsuniversität Graz übernommen.

Seit dem Jahre 1922 beschäftigte ich mich mit der Durchführung eines Arbeitsplanes, zu dem mich ein Zufall veranlaßt hat. Bei archivalischen Ordnungsarbeiten wurde ich auf ein Bündel „Riesumschläge“ aus dem 17. und 18. Jahrhundert aufmerksam. Die Papiermacher verpackten nämlich jedes Ries einzeln und bedruckten die Umschläge mit einem Werbebilde, das zur Kennzeichnung und Empfehlung des Inhalts dienen konnte. Ich wurde so mit einem Quellenstoff bekannt, mit dem sich die geschichtliche Forschung bis dahin nur wenig beschäftigt hatte. Ich entschloß mich, mit der Geschichte der Papiererzeugung mich planmäßig zu befassen. Einen Aufsatz, „Papiererzeugung und Papierhandel, vornehmlich in den deutschen Landen, von den ältesten Zeiten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“, veröffentlichte ich als einen Entwurf in der „Archivalischen Zeitschrift“ 1932. In Buchform gab ich im Gütters-Staib-Verlage, Biberach a. d. Riss (Württemberg), mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Wien 1940 eine „Geschichte der Papiererzeugung im Donaauraum“ heraus. Im Jahrbuch des Deutschen Buchmuseums in Leipzig 1941 behandelte ich „Die Anfänge der Papiererzeugung auf deutschem Boden“ und gab der Abhandlung ein Verzeichnis meiner bisherigen papiergeschichtlichen Veröffentlichungen bei. In einem Aufsätze, „Deutsche Papiergeschichtsforschung“ (Wochenblatt für Papierfabrikation, 1943), zeigte ich ihren gegenwärtigen Stand auf und regte ein Arbeitsprogramm für die weitere Ausgestaltung an. An meinen papiergeschichtlichen Arbeiten hat der Direktor der Grazer Universitätsbibliothek, Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Eichler, lebhaften Anteil genommen.

Nach dem Anschlusse der Ostmark an das Reich bereiste im Mai 1938 eine Kommission, bestehend aus dem Generaldirektor der preußischen Staatsarchive und dem Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien, alle öffentlichen Archive der Ostmark. Bei

Besichtigung des staatlichen Archivs in Graz wurde festgestellt, daß es seine Aufgabe, als Mittelpunkt des staatlichen Archivwesens und Archivschutzes im Lande zu wirken, in vorbildlicher Weise erfüllt habe; es habe eine planmäßige, gründliche und erfolgreiche Aufbauarbeit geleistet, wie sie von keinem anderen Archive in den Gauen der Ostmark erreicht worden sei.

Im Laufe meiner Studien- und beruflichen Dienstzeit habe ich wiederholt größere Reisen unternommen, die meinen Gesichtskreis zu erweitern und meine Kenntnisse zu bereichern vermochten. Ich habe an sieben deutschen Archivtagen teilgenommen, bei denen ich nicht nur Gelegenheit hatte, Vorträge bedeutender Wissenschaftler zu hören, sondern auch die Versammlungsorte und ihre Umgebung unter fachmännischer Führung kennenzulernen. Vor dem Ersten Weltkriege habe ich, so 1896, 1902 und 1912, eine Reihe von Städten und Landschaften Südwestdeutschlands einschließlich des Elsaß und der Schweiz besucht, wobei ich mich im besonderen mit ihren geschichtlichen Denkmälern und Sammlungen beschäftigte. Im August 1926 machte ich eine dreiwöchige Reise nach Frankreich; vorwiegend befaßte ich mich mit Paris und seiner Umgebung, mit seinen Kunststätten und Monumentalbauten. Ich suchte das Staatsarchiv auf, in dem ständig eine Ausstellung hochwertiger Schriftdenkmale zu sehen ist. In den Jahren 1927, 1929 und 1932 verband ich mit dem Besuche von Archivtagen Reisen nach Süd-, West- und Mitteldeutschland. Ich kam hierbei bis Köln, Leipzig, Dresden und Berlin. Die Rückreisen führten über Böhmen: Prag, Eger, Karlsbad, Pilsen und Kriegeren, die Heimat der Vorfahren meines Vaters seit dem Ende des 18. Jahrhunderts; sie kamen aus Walsch bei Karlsbad, wo sie bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nachweisbar sind.

Meinen Reise- und Arbeitsplänen stellte sich ein Hindernis entgegen, als ich Mitte September 1934 an einem Herzleiden schwer erkrankte. Durch Monate rang ich um mein Leben, das ich meiner Frau zu danken habe, die als aufopferungsvoller Engel und als tapfere Heldin an meinem Krankenlager wirkte. Nicht minder der umsichtigen Behandlung durch meinen erfahrenen Arzt, Dr. Alexander Eger, auf dessen Rat ich 1936 von Prof. Dr. Anton Leb einen Röntgenbefund einholte, der Metallprojektilen in meinem rechten Lungenlappen feststellte. Da ich jede Aufregung und Überanstrengung zu meiden hatte, mußte ich nunmehr äußerst zurückgezogen leben. Ich mußte mich darauf beschränken, nur solche wissenschaftliche Arbeiten fortzuführen, die schon nahezu vollendet waren. Immerhin war ich Ende 1940 soweit gekräftigt, daß ich auf Einladung im Deutschen Museum in München einen Vortrag halten konnte.